

3. Farmer

3.1 A situation so singularly terrible

Der kolonialen Elite, den feinen und fernen Herren, war gleichgültig, was sich die real existierenden Farmer vorgestellt oder gewünscht haben. Im Ergebnis ist es mit der »splendid self-isolation« des kleinen Mannes schnell vorbei gewesen. Anschwellende Reibereien zwischen Kolonien und Mutterland haben das traute Heim mit in den Schlammstiel hineingezogen. So ist Crèvecoeur, ein ortsbekannter (Vernunft-) Monarchist, zunehmend auf patriotisierte Separatisten gestoßen, die ihm mit wachsender Aufdringlichkeit ans Leder wollten.

Hier hätte es eine Gelegenheit gegeben, Leib und Leben der Lieben heroisch verteidigend, über sich hinaus zu wachsen. Aber das war Crèvecoeurs Sache nicht.

Sein Selbstvertrauen ist wie weggeblasen: Niemals, klagt er, sei die Lage so *singularly terrible* gewesen, »in every possible respect«. Attacken konnten zu jeder Zeit stattfinden und haben ihren unmenschlichen Terror besonders dann erzeugt, wenn »sie ›mitten in der Nacht‹ unternommen worden sind«. Doch selbst tagsüber konnte man sich keinen Augenblick mehr sicher fühlen: »Wann immer wir auf unsere Felder gehen, packt uns unwillkürlich die Angst; sie schwächt einen körperlich und lähmt die Arbeitskraft. Wir reden nur noch über die Berichte vom Zerstörungswerk, das sich im Land ausbreitet.«

Politik *monopolisiert* die Gespräche, »not a word of politics« war gestern. Man redet – und man zittert, ohne Unterlass. Jedes »noch so leise Geräusch provoziert im Handumdrehen einen Großalarm, so dass

wir nicht einmal mehr in Ruhe unsere Mahlzeiten einnehmen können«. Dass in der Gefahr das Rettende auch wächst, vielleicht sogar mit eigenem Zutun – davon weiß der verängstigte Crèvecoeur nichts. Er »erschauert« beim Gedanken daran, wie das alles enden muss, und dabei bleibt es (Crèvecoeur 1981: 203).

War der »amerikanische Farmer« ein unverbesserlicher Feigling? Das hätte vor allem jene getroffen, die darauf gebaut haben, mit seiner Hilfe das englische Joch abschütteln zu können. Angesichts des Kräftelehrlinisses wären dafür abertausende todesmutiger Soldaten nötig gewesen – von einer Entschlossenheit, wie sie bei jenen anzutreffen war, deren Bestimmung darin lag, fürs Vaterland das Mundwerk zu schärfen. In diesen Zirkeln konnte man auf manchen stoßen, dessen Herz vom »heiligen Feuer des Patriotismus« verzehrt worden ist.

Etwa Patrick Henry, der »legendäre Redner und glühende Verfechter des Unabhängigkeitskrieges« (Wikipedia), dessen Fabulierkunst für Furore gesorgt hat.

»Man sagt uns«, lässt er sein Publikum bei Gelegenheit wissen,

»wir seien schwach, unfähig gegen einen derart formidablen Gegner zu bestehen. Aber wann werden wir stärker sein? Nächste Woche, nächstes Jahr? Oder dann, wenn man uns völlig entwaffnet hat und vor jedem Haus ein britischer Wachsoldat steht? Werden wir dadurch stärker, dass nichts entschieden und nichts unternommen wird?«

Dabei war alles möglich, denn:

»Das Millionenheer, versammelt, um das heilige Anliegen der Freiheit mit Waffengewalt zu verteidigen, kann von keiner noch so starken Militärmacht unseres Feindes besiegt werden.«

Die Zeit für Zweifel würde jedenfalls vorbei sein – und die der Entscheidung gekommen:

»Was wollen die Herrschaften? Wie hätten sie es gern? Ist das Leben derart kostbar und der Frieden so wertvoll? Da sei Gott der Allmächtige vor! Ich weiß nicht, was andere machen, doch für mich heißt es: Gib mir Freiheit oder gib mir den Tod!« (Nachzulesen bei Wirt 1841: 141f.)

Wie Henry hat auch der (kontinentale) Kongress angenommen, dass sich Amerikas Helden auf die Füße treten würden. In den Köpfen seiner Abgeordneten gab es eine spezifisch amerikanische und bereits »angeborene Tapferkeit«, deren beschwingtem Vorwärtsdrang kein Feind etwas Gleichwertiges entgegensetzen könnte: »Unsere Truppen sind von der Freiheitsliebe beseelt«, hat das Hohe Haus 1776 deklariert. Man wisse zwar »um ihren Mangel an Erfahrung und Disziplin«. Doch die Fakten sprächen »dafür, dass ein angeborener, patriotisch befeuerter Mut ausreicht, um dieses Handikap zu kompensieren« (Royster 1979: 28).

Hinter dem Pathos versteckt sich wohl auch Panik: Weil keine Wehrmacht zur Verfügung stand, musste Wagemut die Sache richten. Vielleicht wäre es auch so weit gekommen, hätten »gentlemen« den Krieg geführt. Doch deren Meinung nach war das blutige Geschäft am besten bei den gemeinen Farmern aufgehoben – die, wie kaum anders zu erwarten, die Chuzpe mit Unlust vergolten haben. Hat doch jeder »Soldat, der die Freiheit besitzt, sich hinter Zäunen und Bäumen zu verstecken«, auch »die Freiheit abzuhauen« (Royster 1979: 12f.). Um diese Lektion sollte auch der Anführer des Soldatenhaufens, George Washington, nicht herumkommen: Seine Helden, lamentiert er aus gegebenem Anlass, »reklamieren nicht alleine die Freiheit zu denken, sondern auch das zu machen, was ihnen gerade einfällt« (Sparks 1834: 389).

Vor allem zu Beginn des Krieges, als der feste Wille das mentale Gewicht des Krieges noch ganz alleine zu tragen hatte, musste man damit rechnen, dass Flucht der erste Gedanke des Soldaten war: »In the most shameful and disgraceful manner«, seien seine Leute davongerannt, erinnert sich Washington. »Ich habe«, fährt er fort, »jede nur denkbare Anstrengung unternommen, um sie wieder einzusammeln« – vergebens. Seine Helden waren verschwunden, »ohne einen einzigen Schuss abzufeuern.« Washington belässt es nicht bei der Klage und findet eine Erklärung, die unwillkürlich an Crèvecoeurs Gefühlshaushalt erinnert:

»Männer, die gerade erst ihrem trauten Heim entrissen worden und zum ersten Mal dem dröhnen Lärm der Waffen ausgesetzt sind; die darüber hinaus vom Kriegshandwerk überhaupt nichts verstehen – solche Männer verlieren jedes Selbstvertrauen, sobald sie trainier-

ten und disziplinierten Söldnern gegenüber stehen, die ihnen an Wissen und Waffen überlegen sind. Dann flüchten sie vor ihren eigenen Schatten.« (Fitzpatrick 1932: 95, 110)

Sprich: Mit einer überlegenen Organisation konfrontiert, konnte sich der amerikanische Heroismus, auf den seine Gläubigen so große Stücke gesetzt haben, nicht einmal entfalten – geschweige denn bestehen.¹

Das ist zwar bald erkannt worden, war aber dem »American spirit« so fremd, dass man nach fremder Expertise suchen musste, um den fragilen Kampfeswillen organisatorisch zu stabilisieren. England würde natürlich keine Ratgeber schicken, doch seine Praxis, Krieg zu führen, stand auch anderswo hoch im Kurs: *the Prussian way* hat dieselben Ideale verfolgt und Routinen gepflegt.

Und aus Preußen würde das Heil schließlich kommen – in Gestalt des Barons v. Steuben, dessen segensreiches Wirken später auch entsprechend gewürdigt worden ist:

»Ihm, und fast ihm allein, verdanken wir die Disziplin und Ordnung, welche zuletzt unsere Truppen wirklich kampffähig machten. Die wohltätigen Folgen seiner unausgesetzten Exerzierübungen und des Unterrichts, den er unseren Offizieren erteilte, zeigten sich schon wenige Monate nach seiner Ankunft. Ordnung entsprang aus Unordnung und anstatt eines verworrenen Haufens erhielten wir zuletzt die Grundlagen eines wohldisziplinierten und mächtigen Heeres.« (Schmitt 1858: 5)

Kurz und gut: Das Militär ist kein gutes Pflaster für amerikanisches Heldentum gewesen, daran hat auch der damals viel beschworene große Gott nichts ändern können. Immerhin war er bereit, den Amerikanern einen Helden zu schicken: eben George Washington, dem der Ruf hinterher eilen sollte, sich als begnadeter Führer erwiesen zu haben. Was ihm umgehend das Präsidentenamt eingebracht hat.

¹ Über die Kräfteverhältnisse im Allgemeinen informiert Hochgeschwender 2016: 208ff.

Und Crèveœur? Ihn hat die ganze Geschichte nicht alleine zur Verzweiflung getrieben, er hatte auch seine feste Meinung dazu:

»Wir sprechen nie von einem Helden der Mathematik oder der Wissenschaft vom Menschen; nein, diese Ehre reservieren wir für die erfolgreichsten Schlächter dieser Welt. Die Natur hat uns einen fruchtbaren Boden vermaht, doch nicht den Hang und die Lust, dieses Geschenk mit ganzem Herzen anzunehmen.« (Crèveœur 1851: 174)

Gewitzte Mathematiker und verdiente Lebenswissenschaftler waren für Crèveœur nicht nur Beispiele, sondern Vorbilder. Was lag da näher, als dort einzusteigen, wo man mit den eigenen Pfunden wuchern und dazu noch der Menschheit dienen konnte: ins Landwirtschaftswesen? Als zivilisationsmüder Aussteiger wollte er nicht enden, im Gegenteil. Die Bodenbearbeitung zu verwissenschaftlichen, war sein Steckenpferd, und was ihm dazu eingefallen ist (speziell zur Kartoffelzucht, damals dem wichtigsten Sektor der Nahrungsmittelforschung) wurde in Expertenkreisen – vor allem Frankreichs – durchaus beachtet (Albertone 2016: 21ff.). Man hat diese Sorte Wissenschaft, betrieben von erfinderischen Einzelkämpfern, mit gutem Grund »heroisch« getauft (Appleby/Hunt/Jacobi 1995: 15ff.).²

Fragen kann man allerdings, wie sich der Hang zu Höhenflügen mit dem selbstgenügsamen Ideal des amerikanischen Farmers vertragen würde.

2 Erfinderische Menschen gab es natürlich anderswo ebenfalls, doch nicht überall hat man sich ganz auf sie verlassen. Auch hier sollte sich der *Prussian Style* bemerkbar machen. Sprich: Die Erfinderei wurde in diesem Falle organisiert, und dafür hat man eine »landwirtschaftliche Lehranstalt« ins Leben gerufen. Deren erster Leiter war Albrecht Daniel Thaer, von dessen Arbeiten es einmal heißen sollte, sie hätten als Basis »for the establishment of agricultural colleges and schools in the United States« gedient. Bis es soweit war, sind aber noch etliche Jahrzehnte ins Land gezogen.